Das Lötschental im Winter

Autor(en): **F.V.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 6

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634519

Nutzungsbedingungen

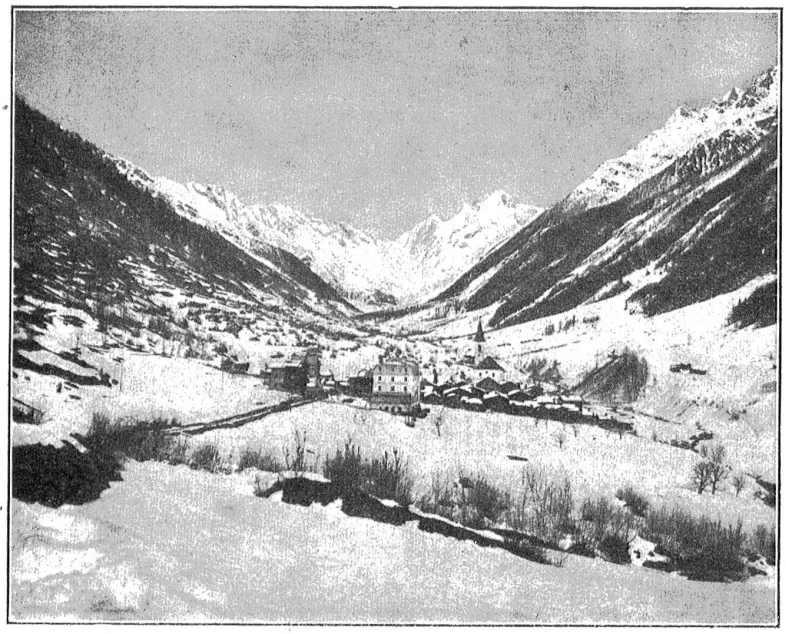
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Das Dorf Kippel im Lötschental im Winter. Blick auf den Talhintergrund.

leiden, er wollte nicht widerschelten! Und er konnte begütigend hinzufügen: „Wir wollen den Kindern nicht jede Freude vergiften! Gönn' du ihr einen freien Augenblick und laß sie einmal feiern!" Solche Begütigung stachelte indessen die Bäuerin zu neuem Zorn auf, und sie enthüllte ihren geheimen Kummer: „Vergiften? Was heißt vergiften? Bleibt uns denn nichts als arbeiten und wieder arbeiten? Wo nehmen wir die Freude her?" (Forts. folgt.)

Das Lötschental im Winter.

Still, ganz still ist's im langen, strengen Winter. Die sieben kalten Wintermonate verwischen die letzten Spuren des sommerfrohen Treibens und lassen das Lötschen der alten Weltabgeschiedenheit und Ruhe erstehen. Einsam und verlassen träumen die Dörfchen und besinnen sich auf ihr altes Volkstum.

Aber auch ein Wintermarsch ins Lötschental ist für jeden Bergfreund dankbar und läßt Wunder des Bergwinters erstehen. Der warmgeheizte, bequeme Lötschbergwagen läßt die Gedanken an die früher so strapaziösen Zugänge nicht aufkommen. Der frühe Morgen schon, der erst vor kurzem die Tageshelle über die hohen Berge ins Tal hat gelangen lassen, heißt uns zu Goppenstein aussteigen. Rasch liegt das finstere Bahnhofgebäude, das an den steilen Berg hingeworfen ist, als ob's für Schattenkonstruktionskünstler gebaut wäre, hinter uns. Ueber zu viel blendende Wintersonne haben sich die Goppensteiner nicht zu beklagen und den alten Knappen, die weiland in den Bergen nach Bleiglanz schürften, wird's im kalten Winter oft genug verleidet sein. Vielleicht haben es heute die Eisenbahner so, ich weiß das nicht. Sie haben aber wenigstens die Möglichkeit, hin und wieder nach Brig oder Außerberg zu fahren, wo es eine ganze Kutte wärmer ist. Von besagtem Bergwerk aber heißt es, es habe seine Unternehmer in Samt und Seide gekleidet, sie aber auch wieder bis auf's Hemd ausgezogen.

An Schnee fehlt es freilich nicht. Wie viel mag es sein? Irgendwo an der neuen Straße haben fleißige Hände ein Schneeloch gegraben, um ein Klafter Holz frei zu bekommen, das im Sommer aus Lawinenschlag gerüstet wurde und nun heimgeschafft werden soll. Es ist an die zweieinhalb Meter in die weiße Winterdecke gebettet.

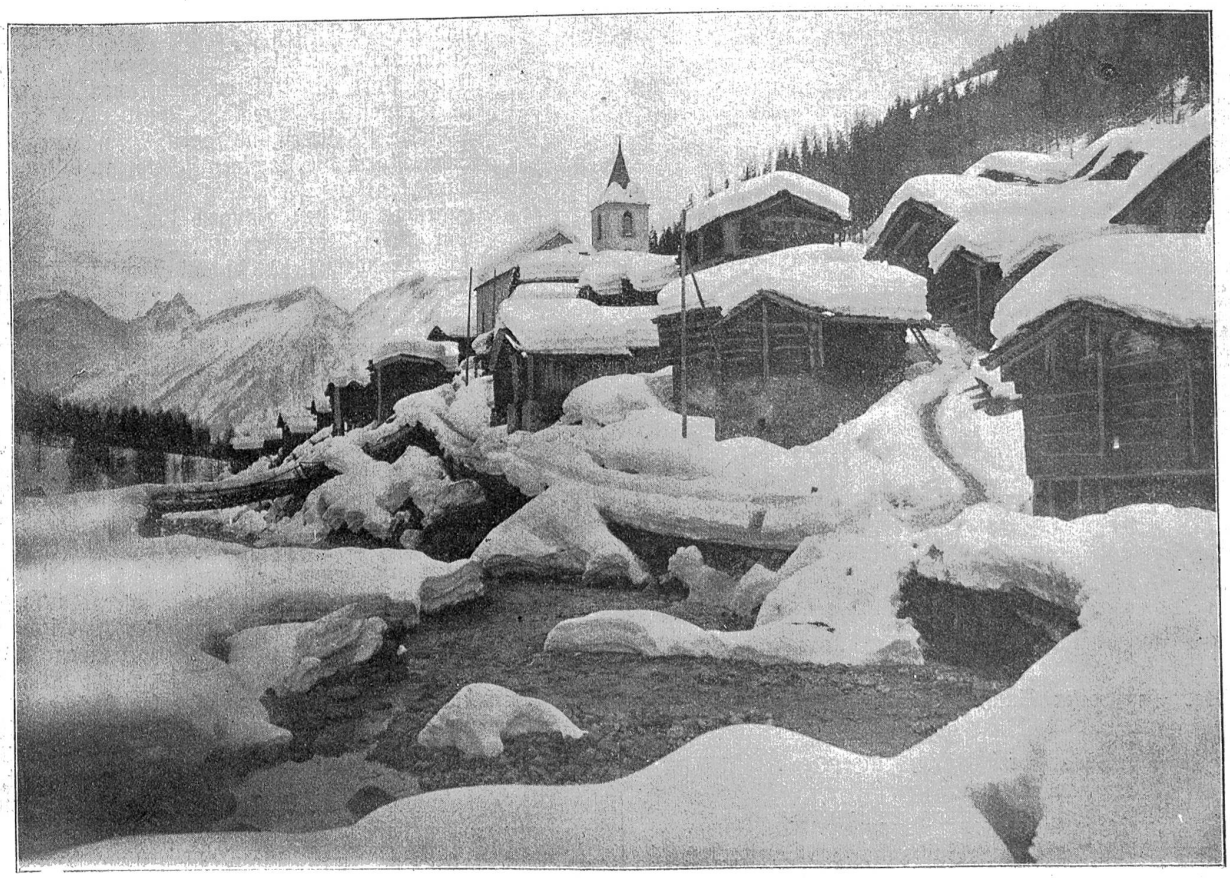
Die Felsen treten eng zusammen. Unten rauscht, in Schnee und Eis versteckt, die Lonza ihr Winterlied. Vor kurzem erst hat sie sich durch die rote Laui, die sie zu stauen drohte, einen langen Tunnel fressen müssen. Und da ist ja auch ein alter Freund, Waldis Ankenkübel, von dem Lötschens blumige Sagenwelt erzählt.

Nun lugt die Sonne vom dunkelblauen Himmel endlich auch ins Tal, nachdem man sie eine Zeitlang bereits den hohen Bergen entlang geistern sah. Tausend und abertausend Diamanten weckt sie auf den schneeigen Gefilden zu überirdischem Glanz und läßt die herrliche Winterlandschaft in bräutlich reinem Weiß aufleuchten. Drüben, an den Hängen der Lonzaschlucht, glänzen Eiskristalle, der schönsten Feengrotte zum Trotz. Darüber ächzen die alten dunklen Tannen unter schwerer Schneelast. Wo man hinblickt, entfaltet der herrliche Bergwinter seine tausendfache Pracht, von welcher der Stubenmensch keine Ahnung hat.

Der Blick gewinnt an Weite. In der Nordkette reihen sich neben das kleine und große Hockenhorn das Sackhorn, Birghorn, Tennbachhorn, die Tellispitzen, alles liebe Sommerfreunde, heute weiß überzuckert bis in die letzte Falte. Aber das Weiß steht ihnen gar gut. Sie scheinen an Kraft und Größe zu wachsen. Nun taucht im winterklaren Licht in der Ferne auch die elegante Lötschenlücke auf.

Ferden, das unterste Dörfchen, wächst still und friedlich aus den Schneemassen. Mehr als einen Meter hoch lagert der Schnee auf den dunkelbraunen, heimeligen Holzhäusern, Schicht auf Schicht, wie die verschiedenen Schneefälle sie legten. Ums Kamin herum ist der Schnee geschmolzen. Gar traulich träumen die eng ineinander geschachtelten Häuschen unter ihrem breiten Silberhut, entzückende Motive, die alle Schneestampferei und Kälte vergessen lassen. Und wie lachen die kleinen, sauberen Butzenscheiben aus dem braunen Holz in die wärmende Wintersonne, die trotz allem Kraft haben muß, denn es tropft aus allen Rinnen und von allen Eiszapfen. Mich dünkt das alles viel tausendmal schöner als im Sommer. Die Kontraste sind lebhafter, schärfer, das Licht scheint kräftiger. Zu höher und tiefer liegenden Ställen und Stadeln sind schmale Wege in den Schnee gegraben, wahre Schützengraben. Auch der hübsch bemalten Barbara-Kapelle steht der Winterhut gar gut.

Nach Ferden überschreiten wir den Ferden- und Golnbach, beide zwischen tiefe Schneewände gebettet. Hier geht vom Hockenhorn jeweilen die gefürchtete Golnbachlauene nieder. In einer Viertelstunde ist der Hauptort des Tales, Kippel, erreicht. Wie die Küchlein um eine Henne, so schmiegen sich die braunen Lärchenhäuser um die überraschend stattliche, 1749 erbaute Pfarrkirche auf dem Martinsbühl, dem Heiligen von Tours geweiht. Der Schneetreib windet sich die schmale Rinne zwischen den unregelmäßigen Häuserzeilen entlang. Rechts und links münden andere Pfade und verlocken zu ziellosen Streifzügen und winterlichen Entdeckungsfahrten. Auch hier, im engen Häusergewirr, entzückende Winterbilder. Ab und zu bietet sich Gelegenheit, einen Lötscher oder eine Lötscherin über das winterliche Einsiedlerleben auszufragen. Von einer wichtigen Tätigkeit zeugen schon die großmächtigen Holzbeigen vor allen Häusern. Oft sinkt das Thermometer auf 20 und mehr Grad Kälte. Da wird der Ofen zum nimmersatten Holzfresser. Die Männer schlitteln auf gefahrvollen Wegen das im Sommer am Berghang gerüstete Holz zu Tal und hacken es klein, dieweil die Frauen und Töchter die Wolle spinnen und einen dauerhaften Drilch am eigenen Hauswebstuhl weben. Nach Neujahr halten die jungen Mädchen wie zu alten Zeiten noch den großen Dorfet, die Spinnabende, zu wel-



Blatten im Lötschental im Winter.

jede ihr Spinnrad mitbringt. Da werden die alten Sagen erzählt und die alten Volksweisen gesungen.

Natürlich sind zu Lust und Lehr auch die jungen Burschen anwesend. Sie passen gut auf und helfen den letzten Rest Werg als schwierigstes Stück Arbeit vom Spinnrocken abspinnen. Dafür erhalten sie an der alten Fastnacht Küechli. Natürlich dürfen sie in später Stunde auch das Spinnrad heimtragen.

Wir pilgern weiter. Ueber Racharten ist in 20 Minuten Wiler erreicht. Das dritte Lötscherdörfchen ist am 17. Juni 1900 abgebrannt. Nicht alle Häuser wurden im alten, heimeligen Lötscherstil wieder aufgebaut, doch deckt der Schnee nun liebevoll die häßlichen, talfremden Dächer. Der Dorfbackofen ist in Tätigkeit. Aus dem Kamin windet sich ein dicker, schwarzer Rauch kerzengerade zum winterlichen Himmel. Eben schiebt der „Bäcker" die schwarzen, flachen Roggenbrote in den Ofen und quittiert unsern Gruß mit einem fröhlichen Lötscherwitz.

Der Weg, zwischen hohe Schneewalmen gebettet, senkt sich abwärts gegen den Talboden, wo die Lonza eine tiefe, schmale Furche in den Schnee gefressen hat und ein bißchen müde dahinfließt. Ueber Ried wird nach redlicher Schneestampferei auf glitschigem Grund das letzte Dörfchen erwandert, Blatten, das die alte Lötscherart wohl am reinsten bewahrt hat. Die Pfarrkirche nimmt sich zwar im Vergleich zu jener von Kippel recht bescheiden aus. Die Häuschen sind aber alle allerliebst. Viele sind im Laufe der Jahrhunderte so schwarz wie Kaminfeger geworden. Auf den Dächern lagert der Schnee noch einige Dezimeter tiefer als in Ferden, Kippel und Wiler, aber noch nicht so tief wie in der Kühmatt, wo Skifahrer dankbares Gelände finden, das vorn an den lawinenschwangeren Hängen fehlt.

Der sieben Monate dauernde Winter ist für die Lötscher eine strenge Zeit. Da sind sie denn für die wenigen Festtage, die eine frohe Note in des Tages Einerlei bringen, doppelt dankbar. Dieweil die Kinder im Winter so wacker lernen müssen, bringt ihnen St. Niklaus schöne Geschenke. In der Altjahrsnacht geht ein geheimnisvolles Singen durch die verschneiten Gassen. Schwarze Gestalten huschen gespensterhaft von Haus und lassen die alten Neujahrslieder der Lötscher in die kalte Winternacht erschallen. Aber die unter der Schneelast sich duckenden Häuser dämpfen die Töne zu jenem geheimnisvollen Raunen. Ein Lied beginnt mit den Worten:

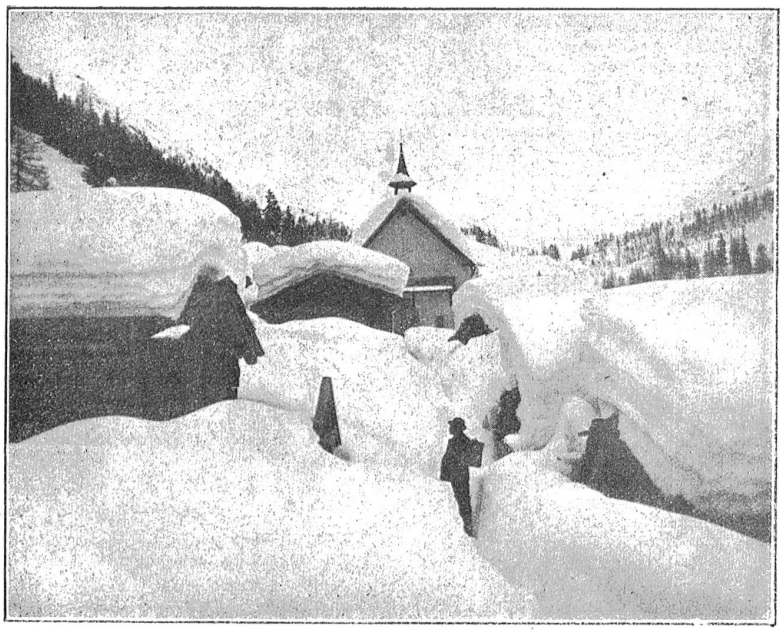
Das Jahr, das geht zu Ende,
O auserwelter Christ.
Gedenk, daß du am Ende
Bey diesem Jahre bist.
Zu Lob soll's dich bewegen,
Wann du gedenkst zurück,
Daß Gott dir seinen Sägen
Und Gnaden hat geschickt..."

Die Sänger beanspruchen natürlich ihren Lohn. Oben auf einer langen Stange sitzt eine Büchse. Energisch wird an die Fenster geklopft und die dankbaren Zuhörer lassen ihren Obolus in der Büchse verschwinden. Dann wird gesungen:

„Ein glücksel'ges Neues Jahre
Wünsch ich Euch aus Herzensgrund!
Gottes Gnad Euch lang bewahre
Euer Leib und Seel gesund..."

Am 6. Januar kommen die heiligen drei Könige mit Szepter, Krone und Stern. Schellengeklirr, Rufen und Lärm künden ihr Erscheinen. Dann hebt wieder ein Singen an:

„Ich lag in einer Nacht und schlief.
Mir träumte, König David rief
Wie ich soll singen und reimen
Von den heiligen drei Königen ein Lied..."



Kühmatt im Lötschental im Winter. (Phot. Schneiter, Thun.)

Oder ein zweiter Sang:

„Wacht auf ihr Menschen all',
Hört was drei König singen,
Vernehmet allzumal,
Was sie für Zeitung bringen..."

Ganz fröhlich geht's an Fastnacht zu. Da werden die alten Masken, aus Arvenholz gar schaurig geschnitzt, hervorgenommen. Sie haben einen wahrhaft furchterregenden Ausdruck, gemahnen an die Fratzen der alten Heidengötter oder an die tanzenden Medizinmänner im afrikanischen Urwald. Die scheußlichen Farbenmischungen geben sogar den tibetanischen Priestermasken nicht nach. Die Masken sind an der Hinterseite mit Schafpelz eingenäht und werden über den Kopf gestülpt. Körper, Arme, Hände und Füße werden mit Schaf- und Ziegenfellen bekleidet. Um die Lenden kommt ein breiter Ledergurt, an welchen drei bis vier Kuhtreichlen oder -glocken befestigt werden. An einem groben Knotenstock, schon eher eine furchterregende Keule, baumelt ein Asche- oder Rußsack. In kleinen Gruppen durchziehen die jungen Burschen in dieser Verkleidung als „Tschäggätä" die Dörfer und machen einen Heidenlärm. Allerlei Schabernack läuft mit, früher mehr als heute. Natürlich ist auch geküchelt worden. Der Aschermittwoch endet den fröhlichen Taumel.

Nach der Fastnacht kommen wieder stille Tage. Wochenlang hält der Winter sein Regiment noch fest in der Hand. Immer neue Schneemassen schleudert er ins Tal. Das guxt und stöhnt und pfeift und singt um die Hausecken und im Kamin, als ob der jüngste Tag anbrechen sollte. Dann geht im Ofen das Feuer nicht aus und man bleibt an der Wärme. Tag und Nacht donnern die Lawinen zu Tal, fressen oft breite Gänge durch schützende Waldungen und zersplittern dicke Bäume wie Zündhölzer. Den wichtigsten haben die Lötscher Namen gegeben. Sie sprechen von der Kummenbach-, der Gafenbach-, der Golnbach-, der Dorenbach-, der Faldunbachlauene auf der rechten Talseite, der Nestbach-, Birchbach-, Tennerbach-, Wilerbach-, Betzler- und Kastlerlawine auf den linken Lonzaseite. Und von jeder berichtet die Talchronik Ungutes. 1808 riß z. B. die Tennerbachlaui 84 Firsten nieder. Am 13. März 1876 gingen bei Wiler und Weißenried 28 Lawinen zur Tiefe und zerstörten 2 Mühlen und 16 andere Gebäulichkeiten. In der Chronik von Kippel steht: „1733, den 16. Tag März, ist eine Lawine in das Dorf Kippel gegangen und hat großen Schaden getan an Vieh, Scheuern, Stadel und Speichern und hat 24 Firsten gebrochen und ist beim Sankt Niklausaltar in die Kirche gegangen bis an die kleine Port, bis Unserer Liebfrauen Altar." Ja, sie fürchten das schreckliche Lauitier, die frommen Lötscher, sie zittern und zagen, bis nach ergiebigem Schneesturm die Lawinen sich tosend lösten. Dann kann tagelang der Blick in jeder Stunde ein paarmal an den Hängen kleben, ist ein Gang von einem Dorf zum andern manchmal gefährlich. Trotzdem lieben die Lötscher ihr Tal. Ueber ein Weilchen, da wird auch ihnen der Frühling Sonne, Wärme und Blumen bringen. F. V.

Die Kirche von Rüti bei Büren.

Ein altes Baudenkmal ist die Kirche von Rüti bei Büren. Sie wurde um das Jahr 1000 erbaut und wird urkundlich 1268 zum erstenmal erwähnt als Besitztum der Grafen von Nidau. Der Bau ist, wie eine alte Fensternische beweist, romanisch. Ursprünglich war das Schiff ziemlich höher als gegenwärtig, erst nach einem Brand wurde es bedeutend niedriger wieder aufgeführt.

Leider ist keine Literatur über die Kirche (eine sogenannte Mauritiuskirche) vorhanden. Anläßlich der Restauration von 1911 wurde im „Chor" und Schiff eine größere Zahl von Fresken bloßgelegt und durch Sachverständige (Staatsarchivar Durrer von Stans, Architekt Propper von Biel, Prof. Dr. Türler aus Bern) untersucht und klargelegt. So einfach war das nicht, da spätere Fenstereinbauten die Reihenfolge dieser Bilder mehrfach unterbrochen haben.

Die Kirche war dem heiligen Mauritius, dem sagenhaften Anführer der sogenannten thebäischen Legion, die in den Engpässen des Wallis ihren Untergang gefunden haben soll (St. Maurice), geweiht. Die Fresken veranschaulichen denn auch die Schicksale dieser Märtyrertruppe und ihres tapfern Führers. Neben den Darstellungen der Legende finden sich aber auch alt- und neutestamentliche Szenen verbildlicht, von der Schöpfungsgeschichte an bis zur Himmelfahrt und zur Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingsttage.

Man unterscheidet fünferlei Fresken: romanische, gotische, frühbarocke, spätbarocke und spätere. Die auffallendsten sind die gotischen. Sie stammen aus den Jahren 1420 bis 1430, was man aus den Gewändern und andern Indizien schließen kann.

Die Kirche von Rüti bei Büren.
(Nach einer Zeichnung von Kuno Christen.)

Vom hohen Alter der Kirche zeugen auch die verschiedenartigen Fensternischen. Man unterscheidet vier Typen: eine Nische ist romanisch, zwei sind gotisch, zwei frühbarock.